Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 23

Artikel: Wie der Lötschengletscher entstanden ist
Autor: Jegerlehner, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672645

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Trillin, trallin
Naterschalin (von Naters)
Mundergoich (Mundgeruch)
Die ab Birgisch chomund oich,
Aer ä Chropf und schie ä Chropf
Und d'Chind ä Chropf
Und alli und alli.

Non, no, Chindli schlaf!
Uf sr Mattu weidun d'Schaf,
D'schwarzun und d'wissun
Chemd is Chindlin chun gan biss'n.

Spottverse:

Jetz litit Feierabend,
Jetz gäd'n Chind z'Abend:
'n Buäbun ä Schnittu Späck
'n Meitschinun ä Hennundräck.

Mit diesen wenigen Proben unserer Volkspoesie der Bewohner am Lötschberg müssen wir schließen. Der Reichtum ist so groß, daß ganze Bücher erstellt werden könnten. Besonders da auch die Zahl der Spottverse eine sehr große ist.

Sprache der Heimat.

O Sprache der Heimat,
Du silberner Quell
Aus urtiefem Grunde,
Wie klingst du so hell!
Und wie ich dir lausche,
Du lächelst mir zu.
Musik meines Herzens,
Verzaubert bist du,
O Sprache der Heimat, der Mutter!

O Sprache der Heimat,
So duftig erblüht,
Du singst meiner Jugend
Verklungenes Lied.
Ich schaue im Spiegel
Mein leuchtendes Land,
Ich spür meiner Liebsten
Beglückende Hand.
O Sprache der Heimat, der Mutter!

O Sprache der Heimat,
Du göttlicher Hort,
Wie spendest du Kräfte
Mit jeglichem Wort!
Du weisest den Träumen
Beflügelten Lauf
Und schließt mir den Himmel
Der Seligen auf.
O Sprache der Heimat, der Mutter! Ernst Eschmann.

Wie der Lötschengletscher entstanden ist*.

Von J. Jegerlehner.

In alter Zeit wohnte tief drinnen im Lötschental, wo es heute noch zu den Bänken heißt, eine kleine Familie, die nur aus der Mutter, ihren zwei Töchtern und einigen Knechten bestand, da der Vater früh gestorben war. Ihre Hütte stand in der Gegend des Lötschengletschers, der heute von dem Eismeer des Aletschfirnes als langgestreckte Zunge über die Lötschenlücke herunterhängt und bis tief hinab in die Talsohle reicht. Vor der Hütte war ein kleiner Garten, in dem Nelken, Geranien und gelbe Ringelblumen in buntem Wuste wucherten und in dichten Büscheln durch den zerfallenen Zaun hinaushingen. Wie die Familie ins Tal zu den Bänken gekommen ist, weiß niemand. Nirgends im Lötschental gab es sonst menschliche Wohnungen, so daß die wilden Tiere sich ungestört in den Wäldern und Weiden herumtreiben und ungestraft die Herde der Aelplerinnen überfallen konnten. Tagsüber freilich wagten sich die Wölfe und Bären nicht an die Herde heran, denn sie fürchteten den starken Arm der beiden Töchter, welche die Herde bewachten, aber des Nachts, wenn das große Herdfeuer verglühte oder ganz auslöschte, fielen sie oft über die kleinen Bergkühe her und stillten ihre Mordgier. Aber die Herde erhielt auch wiederum neuen Zuwachs, so daß die Zahl der Tiere sich nicht verminderte.

In der heißen Sommerszeit machte sich ein großer Wassermangel fühlbar. Nur das Bietschhorn, das Hockenhorn und andere hohe Spitzen

* Aus der sehr empfehlenswerten Sammlung von Märchen und Sagen aus dem Wallis: Am Herdfeuer der Sennen. Verlag A. Francke, Bern.

trugen die Eiskappe. Gletscher gab es nur auf Schattenhalb, und diese waren sehr unbedeutend und vermochten sich nur in den Nischen, Spalten und Schründen zu halten. Die Talsohle und die Gehänge waren bis weit hinauf mit undurchdringlichem Walde bedeckt, und in dem gab es Stämme, aus denen man ein ganzes Alpendörfchen hätte zimmern können. Weiter oben aber lagen die schönsten Alpen und Weiden, wo die Gemsen das hohe fette Kraut abästen, bis dann die Trockenheit einsetzte und die glühende Sonne das Gras zu Stoppeln versengte, die vor Dürre klirrten. Selten regnete es mehr als einen Tag, so daß in trockenen Jahren das Wasser für das Vieh und den Herd weit hergeholt werden mußte. Aus der Brunnenröhre floß nur im Winter ein dünner glucksender Strahl, und Eis bildete sich hier gar nicht. Oft kam es vor, daß die Sennerinnen und die Herde den größten Durst leiden mußten.

Einst wanderte ein fahrender Schüler, namens Lonza, auf einem Wege durch das Gebirge, der heute längst unter Schnee und Eis begraben ist. Da er in böses Wetter geriet und vom Wege verschlagen wurde, kam er nach langem Herumirren zu der Hütte der Familie auf den Bänken und bat um Nahrung und Obdach. Die Mutter, die in ihrem Leben noch nie Besuch erhalten hatte, war hoch erfreut darüber, bewirtete ihren Gast mit uraltem Käse, Brot und Rahm und geleitete ihn des andern Tages noch ein Stück weit über die rotgebrannte Halde. Beim Abschied sagte der fahrende Schüler: „Ich danke euch sehr für die freundliche Bewirtung; fast gereut es mich, daß ich von hier fortziehen muß, denn hier ist es prächtig!"

„Das Tal ist schön," erwiderte die Mutter und schaute zu den kahlen, von der Sonne versengten Sommerweiden und den weißen Bergspitzen auf, die sich im tiefen Blau des Himmels scharf abzeichneten, „aber wasserarm ist es halt. Ihr wißt nicht, was wir unter der Dürre zu leiden haben; stundenweit müssen wir jetzt das Wasser herholen, und so jeden Sommer. Aber das ist das einzige, das uns fehlt, das Wasser, sonst sind wir glückliche Menschen!"

„So", sagte der fahrende Schüler, „das muß schon wahr sein, wenn die Weiden jeden Sommer so vertrocknet sind wie jetzt, aber da weiß ich ein Mittel dagegen, das hilft sicher. Wenn ihr meinen Rat befolgt, so werdet ihr Wasser genug erhalten!"

„Ja, das wär ein Glück," sagte die Mutter und schaute ihn erwartungsvoll an. „Ein Glück wär's für uns, fast ein unverdientes!"

„Habt ihr eine reine Jungfrau zu Hause?" fragte der Fremde.

„Ich habe zwei Töchter," versetzte die Mutter, „die Marie und die Seline; die sind rein wie frischer Schnee. Ihr habt sie nicht gesehen, weil sie gestern mit dem Vieh höher hinaufgestiegen sind zum Petersgrat, wo noch ein Brünnlein fließt. Dort finden sie, so hoffe ich, für einige Tage Wasser, dann müssen sie wieder weiter ziehen!"

„Nun, so soll die jüngere — oder welche ist die flinkere von beiden — also die jüngere soll von sieben Gletschern sieben Stücklein Eis brechen und die sieben Klumpen oben auf dem Paßsattel der Lötschenlücke, wo ich eure Herde gesehen habe, der Reihe nach hinlegen. Wenn im Spätherbst auf dem Kamm oben der Gletscher sichtbar wird, so könnt ihr sicher sein, für immer Wasser genug zu haben.

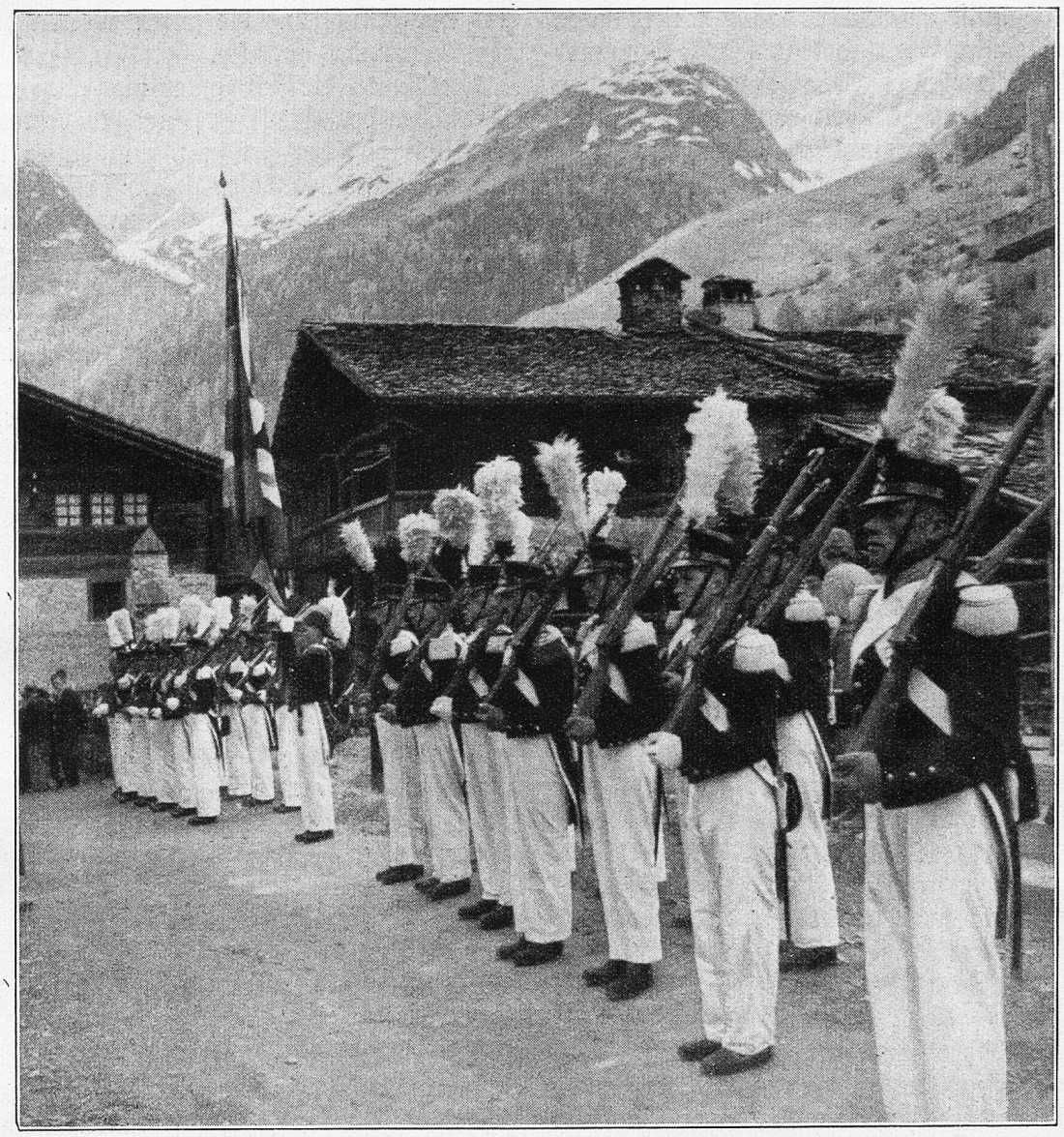
Die Mutter bedankte sich für den guten Rat und holte dem fahrenden Schüler aus dem nahen Speicher noch ein Brot und ein Hauskäslein und stoffelte wieder in die Hütte zurück, während der Fremde weiterzog. Als am Sonntag die Töchter herunterstiegen, um neuen Proviant zu holen, erzählte sie ihnen von dem fahrenden Schüler und nannte das Mittel, das er ihr gegen die Trockenheit empfohlen hatte.

Die jüngere war gleich bereit, die Reise zu wagen, die Eisbrocken zu holen und an den bezeichneten Ort hinzutragen. „Eine weite Reise ist es schon", sagte sie, „aber ich nehme die Tschifere (Hutte) mit, lege zwei Brote, Käse und Zieger für zwei Tage hinein, lasse den Hund mitlaufen, und so will ich es versuchen!"

„So geh' in Gottes Namen und mach' gute Reise!"

Die Seline stieg nun stundenlang an den Abhängen, Schründen und Steilhalden herum und holte mit vieler Mühe die sieben Eisstücklein, von sieben Gletschern je eins, trug sie in der Hutte hinan auf die Lötschenlücke, legte sie in einer Reihe nieder ins Gras, alle ungefähr gleich weit auseinander, kehrte wieder nach Hause zurück und wartete nun mit Schwester und Mutter auf den Erfolg.

Nach einiger Zeit stiegen die beiden Schwestern, von der Neugierde zur schnellsten Gangart getrieben, zum Paßsattel hinauf, um nach dem Ergebnisse zu sehen. Es nahm sie wunder, zu erfahren, ob die Eisstücklein noch vorhanden oder



Die Herrgotts-Grenadiere am Segensonntag. Phot. Emil Blickenstorfer.

schon zerronnen seien. Wie groß war ihre Überraschung und Freude, als sie fast atemlos oben ankamen und sahen, daß das Eis schon fest angefroren und nicht mehr von der Stelle zu bringen war. Sie gedachten in Dankbarkeit des fahrenden Schülers, der ihnen die genossene Gastfreundschaft so reichlich vergolten hatte.

Sie stiegen nun von Zeit zu Zeit zu der Berglücke auf und fanden die Eisklumpen, die mit dem Boden verwachsen schienen, jedesmal größer und dicker. Im Spätherbst waren sie so groß wie Felsblöcke, und die ganze Reihe war durch ein weißes Firnband verbunden. Von der Hütte aus konnte man schon ganz gut den schimmernden Streifen erblicken, der den Winter durch gewaltig in die Höhe und Breite wuchs und den Sommer über nicht mehr abschmolz. So entstand nach und nach ein kleiner Gletscher, der jedes Jahr sich dehnte und weiter ausgriff, Spalten bildete, Schründe und Eisberge und ins Tal hinunter zu klettern begann. Aus dem Gletschertor floß ein milchig weißes Bächlein, das sie zur Erinnerung an den fahrenden Schüler Lonza hießen, und das später zum schäumenden Talfluß anwuchs. Die Nächte wurden frisch und im Winter empfindlich kalt. Der Brunnen hatte jeden Morgen Eiszapfen und eine dünne Eisdecke, und vom Jägihorn herunter pfiff ein scharfer Wind. Jetzt hörte der Wassermangel auf, die Herde gedieh und vermehrte sich, und Mutter und Töchter waren glücklicher als je zuvor.

Da erkrankte die Mutter und starb. Die Töch-

ter bestatteten sie im Garten, bauten weiter unten am Fluß eine Hütte und teilten das Tal unter sich. Die Seline nahm den oberen Teil, von „Anlegein" aufwärts, wo heute die Zunge des Lötschengletschers beginnt, die ältere Schwester die untere Hälfte, den fruchtbaren Teil des heutigen Lötschentales. Doch bald fing sie an zu murren und zu jammern: „Schlimm ist es mir ergangen bei der Teilung; meine Schwester Seline hat mich übervorteilt; sie hat den schönsten Teil des Tales erhalten, und mir gehören nur die bewaldeten und „unhaben" Gründe, die nichts eintragen, und wo es von wilden Tieren wimmelt!"

Aber die Marie tat der Schwester unrecht, denn noch zu ihren Lebzeiten ist der Gletscher so gewaltig angewachsen, daß er als großer breiter Eisstrom die Gehänge herunterfloß, langsam und unmerklich, und die fetten Weiden des oberen Talgrundes zudeckte.

Die Leute, die sich später hier oben ansiedelten, haben den Gletscher seiner Ausdehnung wegen Langgletscher genannt, und da er weitaus der mächtigste des Tales ist, auch etwa Lötschengletscher. Die Lonza ist zu einem wilden Bergwasser angeschwollen, das im Hochsommer weiße Schaumwellen wirft, tollt und wettert und ungestüm durch das Tal rauscht. Die schönen Matten, die schönsten des Tales, auf denen ehemals die Herde der Familie zu den Bänken weidete, liegen unter dem vorrückenden Gletschereise begraben. Die Älpler, die heute in der Nähe des Gletschers weiden, hören in hohen Zeiten die Mähder unter dem Gletscher, wie sie ihre Sensen dengeln, und das Glockengeläute der Herde, die auf die Weide zieht.

Gewitterbild.

Überm Berg 's Gewitter hängt,
Von der Hitze sind versengt
Fluren und die Matten;
Auf dem See zuckt in die Quer
Grauer Dunst, so bleiern = schwer
Schleichen Wolkenschatten.

Plötzlich Krach um Krach, und Guß!
Hei, da stürzt's im Überfluß,
Scheffelweise nieder. — —
Hell mit frohem Funkeln lacht
Nun des Regenbogens Pracht,
Sonne glüht schon wieder. Otto Volkart.

Der Glockenbenz.

Eine Geschichte von Werner Augsburger.

Der Kellibauer führte seine zwei Besucher nach dem Rundgang über die Felder auf die sonnige Vorlaube unter dem breit ausladenden Dach des hablichen Hauses. Die Männer machten es sich um den Tisch bequem, auf dem die Bäuerin einladend das Zvieri bereitgestellt hatte.

Aus dem Garten vor dem Hause stieg von den frisch umgestochenen Beeten würziger Schollengeruch auf. Bienen summten geschäftig über den schmalen Blumenbanden, wo Aprilglocken mit ihrem Goldschein die bescheideneren bunten Primeln überstrahlten. Durch die knospenden Bäume der Hofstatt klang das Geläute der stattlichen Herde, die man draußen auf der junggrünen Matte weiden sah.

„Ein prächtiger Tag heute, blitzblank und sauber und rund wie ein nigelnagelneuer Napoleon", rühmte einer der Männer.

„Jawohl", bekräftigte der Kellibauer, „man sollte meinen, daß es nirgends etwas Ungerades geben könnte."

„Wenn's nur so wäre," warf die mit der gefüllten Mostflasche an den Tisch getretene Bäuerin ein, während sie die Gläser vollschenkte. „Aber ach, besinnst du dich noch, Fritz? Grad so schön und warm war es an jenem Frühlingstag vor einem Jahr, an den ich just heute wieder mehr als einmal habe denken müssen und den ich meiner Lebtag nie mehr vergessen kann, weil auf ihn dann die schreckliche Nacht folgte."

„Du meinst den Tag, an dem sich der Glockenbenz so unverhofft bei uns einfand zu seinem letzten Besuch."

„Eben ja, wer hätte damals gedacht, daß sich der Tod so ungesinnt zwischen uns setzen würde, als wir hier auf der Laube grad wie jetzt friedlich beim Zvieri beisammen saßen," bestätigte die Bäuerin.

„Der Glockenbenz? Habt Ihr nicht hier in der Gegend den Blaser Benz so genannt, den Küher vom Schrattenberg, mit dem es dann ein so jähes Ende nahm?" erkundigte sich einer der Besucher.

„Was ist eigentlich damit?" fiel nun der zweite ein, „es ist damals sogar auch bei uns drüben